

# PRESS REVIEW

---

Daniel Barenboim Stiftung  
Barenboim-Said Akademie & Pierre Boulez Saal

Monday, December 7, 2020



West-Eastern  
**Divan Orchestra**



**BARENBOIM-SAID**  
AKADEMIE



**PIERRE BOULEZ**  
SAAL

Regioactive, [PBS](#)

**Lotería Mozartiana & Ein Musikalischer Spaß-Mozartwoche**

---

Die Welt

**Igor Levits Waldkonzert: Schwanengesang im Dannenröder Forst**

Frankfurter Allgemeine Zeitung

**Maskenball für Mutige. Das einzige Beethoven-Festival des Jahres**

Der Tagesspiegel

**Der Rias Kammerchor nimmt in der Gedächtniskirche sein Weihnachtskonzert auf**

Der Tagesspiegel

**Kulturstiftung des Bundes fördert digitale Angebote**

Frankfurter Allgemeine Zeitung

**Die neuen Maßnahmen gegen die Pandemie lassen sich nur noch schwer an der Verhältnismäßigkeit prüfen**

Der Tagesspiegel

**Dresdner Archiv erhält Nachlass des Dirigenten Rudolf Kempe**

Frankfurter Allgemeine Zeitung

**Deutsche Museen sollen immer neue Ansprüche erfüllen, postkoloniale, pädagogische, gender- und identitätspolitische. Ein Gespräch mit seinem Erfinder Klaus-Dieter Lehmann**

## Lotería Mozartiana & Ein Musikalischer Spaß - Mozartwoche



Seit 2019 zeichnet Rolando Villazón als Intendant für die Geschehnisse der Salzburger Mozartwoche verantwortlich. Nun kommt sein Festival zu einem Kurzbesuch nach Berlin und präsentiert im **Pierre Boulez Saal** einen Ausschnitt aus dem Programm, bei dem alljährlich rund um den Geburtstag des Komponisten am 27. Januar ganz die Musik Wolfgang Amadeus Mozarts im Mittelpunkt steht.

Die Lotería Mozartiana sorgt dabei für den passenden Mo-

zartschen Humor: Villazón führt durch einen unterhaltsamen Bingo-Nachmittag, an dem es nicht nur Mozarts berühmten „Musikalischen Spaß“ zu hören, sondern auch spannende Preise zu gewinnen gibt.

Rolando Villazón has been leading the Salzburg Mozart Week as artistic director since 2019. Now his festival pays a visit to Berlin and the Pierre Boulez Saal, presenting highlights from a program that celebrates the music of Wolfgang Amadeus Mozart every year around January 27, the composer's birthday.

The Lotería Mozartiana provides a dose of Mozartian humor: Villazón hosts a delightful round of bingo with attractive prizes, accompanied by Mozart's famous "Musical Joke."

// Programm

Wolfgang Amadeus Mozart

Ein musikalischer Spaß F-Dur KV 522

Veranstaltungsinformation, Text und Bild von Pierre Boulez Saal , für Vollständigkeit und Richtigkeit keine Gewähr.

**KULTUR** LEVIT IM DANNENRÖDER FORST

## „Alles so traurig“ - Der Schwanengesang des Danni

Stand: 04.12.2020 | Lesedauer: 5 Minuten

Von **Manuel Brug**  
Feuilletonmitarbeiter

Igor Levit hat sein Klavier in den Wald fahren lassen und dort für die Umweltaktivisten im „Danni“ das Lied „Danny Boy“ gespielt. Unser Musikkritiker begutachtet ein denkwürdiges Konzert. Er verrät auch, warum das Lied so gut passt – nicht nur wegen des Namenskalauers.

„Citizen. European. Pianist“, sagt die Webseite. „Citizen. Pianist. Activist. Mensch“, so weist ihn sein Twitter-Account aus. Ja, der mit den 114.000 Followern, wo ihm Liebe wie Hass entgegenschlägt. Igor Levit ist eben nicht mehr nur bei Beethoven, Bach & Co., sondern sehr in dieser unserer blasenweise Social-Media-getriebenen Welt. Er will es so.

Der Pianist der Stunde, er streamt wieder, so wie auch schon im ersten Lockdown, aber jetzt nicht mehr täglich, sondern nur, wenn er Lust hat. Vor ein paar Tagen gab es zum Twitter-Hauskonzert mal wieder Beethovens Klaviersonate Nr. 16 Opus 31/1 – „die mit dem Schluckauf“ zum Besten. Sehr komisch sei die, der Komponist betrete hier zudem eine neue Sonatenwelt, so führt Igor Levit ein und aus. 30.000 Menschen haben sich das bisher angesehen.

Außerdem hat Igor Levit zuletzt ein Gemüseauflauffoto veröffentlicht und sein erstes, im April erscheinendes Buch promotet. „Hauskonzert“ heißt es natürlich, und es geht darin um „das Jahr, in dem er zu sich selbst findet – als Künstler und als Mensch“. Klar, drunter machen wir es nicht.

Außerdem hat er auf der Melodica „Moon River“ getrötet, „mit Käse überbacken“ als Tagesparole ausgegeben und den ungarischen EU-Gangbang in Brüssel retweetet. Donnerstags war er im Jüdischen Museum Frankfurt zu Gast bei der Redereihe „Denken ohne Geländer“, um sich mit Michel Friedman über Identität zu unterhalten.

Auch den Freitagmorgen hat Igor Levit in Hessen verbracht. Genauer an einem Stückchen Wald in Mittelhessen, das bald nicht mehr ist. Zwischen Homberg (Ohm) und Stadtallendorf, etwa 20 Kilometer östlich von Marburg, liegt der Dannenröder Forst, mit seinen 350 Jahre alten Eichen. Den hat die hessische Uradelsfamilie Schenck zu Schweinsberg zu einem Teil verkauft, auf dass hier bald das letzte Stück der umstrittenen A 49 von Kassel nach Gießen gebaut werden kann. Dagegen protestieren seit Ende 2019 Umweltschützer in einem Camp, das gerade von der Polizei geräumt wird. 300 Meter Wald stehen noch.

### Luisa Neubauer stellt Fragen

Der Danni muss bleiben, finden die von Greenpeace. Und deshalb umarmt jetzt auch ihr Mitglied Igor Levit den Danni. Mit Musik, denn anders kann man den Danni gar nicht herzen. Zuerst aber hat, um kurz nach halb zehn im Livestream, seine Freundin Luisa Neubauer das Wort. Sie stehe „an einem tragischen Ort, der unfassbar große Fragen stellt. Über Mensch und Natur“, sagt die dick ver mummt Klimaaktivistin. Und Igor Levit, schwarze Kleidung, Stiefel, rosa Schal, weiße Mütze, weiße

Maske, pflichtet ihr bei. Das hier sei „ein sehr trauriger Anlass. Der Schwanengesang des Danni. Ich bin aber dankbar und glücklich. Hier wird die Situation wachgehalten und mit neuem Leben gefüllt.“

Der Wind pustet ins Mikrofon des Greenpeace-Twitterstreams. Aber an diesem „traurigen Tag mit traurigen Themen“ spielt Igor Levit jetzt eines der „schönsten Tunes überhaupt“, einen irischen Song: „Danny Boy“. Für den Danni. Hinter der Kamera gibt es deutlich hörbar Gerangel um die besten Plätze.

120 Zuschauer haben sich live eingeloggt zu diesem musikalischen Statement, das kein Konzert ist. Oder doch? Dann aber ein kurzes und komisches. Genau zwei Minuten und 35 Sekunden klimpert Igor Levit im kalten hessischen Märchenwald, von dem man gar keine Bäume sieht. Nur einen Metallzaun mit Stacheldraht. Vor dem steht, einigermaßen absurd, ein blank poliertes Klavier samt Hocker auf einem nicht mehr ganz weißen Podest. Das kam sicher mit dem Auto zu diesem Umweltstatement. So wie Igor Levit auch. Und mit Funklautsprechern werden jetzt die paar Klavierminuten zu den verbliebenen Umweltschützern auf ihren Baumhäusern im Restwald übertragen.

## Das Lied schrieb ein Anwalt

„Danny Boy“ ist ein Lied des englischen Anwalts Frederic Weatherly. Der schrieb den Text 1910 zunächst auf eine alternative Melodie, ersetzte diese aber durch die alte irische Volksweise „A Londonderry Air“. Also eigentlich spielt Levit, der nicht singt, jetzt nur die irische Melodie. Derry, nicht Danny. Bluesig, in Moll, langsam. Dünn und ausgemergelt ist die Akustik trotz des Doppelmikro mit Pelzbesatz über dem Klavier. Ein leiser Trauergesang mit langen Kunstpausen, flirrendem Ton, arpeggiert sich verflüchtigendem Schluss.

In dem also nicht zu hörenden, von einer Myriade von Sängern gecoverten Text aber geht es um den Abschied von einem geliebten Menschen und dessen Wiederkehr. Richtig schön kitschig wird der erst, wenn eine keltische Flöte dazu spielt. Clevere Tune-Wahl übrigens, denn der Titel von Christian Krachts Roman „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten“ beruht ebenfalls auf einem Vers aus „Danny Boy“.

Noch während der Bundesverdienstkreuzträger Igor Levit spielt, fliegen – man muss sich mit dem digitalen Aktivismus echt beeilen – auf dem Stream die Herzchen hoch, in Braun und Grün, wie der Wald – und wie die Fäkalien, die hier noch vor Kurzem auf Polizisten prasselten. Christi88506 twittert: „Alles so traurig.“

Ja, der Klimaschutz und das Klavier. Der Danni, Danny Boy und Derry Air. Zwei Stunden später haben schon 12.000 Leute den Acht-Minuten-Clip gesehen. Es folgten noch, aber davon gibt es nur Fragmente im Netz, „Trees“ von Fred Hersch und ein Ausschnitt aus dem Levit-Klassiker „The People United ...“ von Frederic Rzewski.

Gerade übrigens hat Igor Levit auch noch ein Statement-Video aufgenommen. Die „Ode an die Freude“ in der Liszt-Bearbeitung. Zum 250. Beethoven-Geburtstag.

# Maskenball für Mutige

Das einzige Beethoven-Festival des Jahres/ Von Kerstin Holm, Jekaterinburg

In diesem Beethoven-Jahr, das infolge der Corona-Pandemie zum Jahr der abgesagten beziehungsweise verschobenen Festivals wurde – ob Bonn oder Aachen, Wien oder Warschau –, fand ein internationales Beethoven-Fest dennoch statt, und zwar unter dem Titel „Be@thoven“ in der russischen Uralmetropole Jekaterinburg am äußersten Rand Europas, dort, wo Sibirien beginnt. Die ambitionierte Philharmonie dieser Rüstungsschmiede pflegt die Musik Beethovens, die als Inbegriff des Heroischen gilt, seit den dreißiger Jahren, bemüht sich in jüngster Zeit durch Kooperationen mit Dirigenten und Instrumentalisten aus Deutschland jedoch auch um historische Aufführungspraktiken. Russland hat trotz hoher Infektionszahlen und zumal in den Regionen überforderter Gesundheitssysteme von einem Total-Lockdown der Kultur abgesehen, auch weil es kein Unterstützungsprogramm für Künstler gibt. So wurde das vom Auswärtigen Amt und vom Gouverneur des Swerdlowsker Gebiets unterstützte Festival, das zugleich ein Hauptbeitrag des Jahres der deutschen Kultur in Russland darstellte, für die mitwirkenden Musiker aus Deutschland zur willkommenen Auftrittsmöglichkeit, aber auch zur Mutprobe und – angesichts zweier Corona-Fälle unter den Gästen – zum Stresstest.

Die Swerdlowsker Philharmonie lässt sich die Sicherheit von Musikern und Publikum viel kosten. Der Saal wird mit neuen Maschinen gelüftet und im Schachbrettmuster zu maximal fünfzig Prozent besetzt, Zuschauer wie Instrumentalisten müssen Masken tragen, mit Ausnahme der Bläser, die aber hinter Plexiglasschirmen spielen, sämtliche Mitarbeiter werden im Dreitageurnus getestet. Das Fest, das der Philharmonie einen begeisterten Publikumsansturm bescherte, bot eine Woche lang Kammer- und Symphoniekonzerte, gekrönt durch den Auftritt des internationalen Tschaikowsky-Jugendorchesters als Abschluss der diesjährigen deutsch-russischen Instrumentalistenakademie. Flankierend präsentierte das Foyer der Philharmonie eine vom Bonner Beethoven-Haus geschenkte Ausstellung über den Komponisten, die Schulklassen anzog und durch die Region touren wird. Auch in der Stadt war Beethoven präsent, aus einem mannsgroßen „B“ am zentralen Platz der Arbeit tönt Musik, und in einer mit „Be@thoven“-

Logo geschmückten Straßenbahn der Linie 7 leiten den Passagier QR-Codes zu Wissenswertem über den Musiker. Etliche Konzerte wurden zudem live in die virtuellen Konzertsäle des Umlands übertragen.

Der Festival-Titel geht auf eine vor vier Jahren entstandene „Anrufung“ des Russen Vladimir Tarnopolski zurück, die die Isolation Beethovens durch seine Ertaubung mit Material von dessen viertem Klavierkonzert in Musik setzt. Das Instrumentalwerk, das mit pfeifenden Geigentönen, wattigen Bläsern, scharrenden Tiefenregistern auch unserer distanzbedingten Wahrnehmungsverluste tonmalerisch einfängt, erklang im Eröffnungskonzert unter Alexej Bogorad, der für den erkrankten Chefdirigenten des Ural-Orchesters Dmitri Liss eingesprungen war. Das Klavierkonzert selbst spielte der brillante Pianist Severin von Eckardstein, der dieses lyrisch sinnierende Werk mit einem phänomenalen Reichtum an Klangfarben und Anschlagswesen gestaltete, was zugleich frei und natürlich wirkte.

Von Eckardstein hat ein besonderes Verhältnis zum russischen Publikum, bei dem er eine andächtige, körperliche Art, Musik zu hören, schätzt. Bei seinem Solo-Abend kombinierte er Beethovens letzte Sonate op. 111, deren grimmige Majestät und jenseitige Ekstase aus der irdischen Welt katapultieren, mit Prokofjews zerklüfteter sechster Klaviersonate, die unter dem Eindruck der Verhaftung und Ermordung von Wsewolod Meyerhold 1939/40 entstand. Wie in dieser äußerst gestischen Komposition

mechanische Ostinati, in denen lustige Märsche, Peitschenschläge, sogar Schüsse anklingen, gesangliche Inseln niederwalzen, darin liegt eine bittere Anklage.

Das kammermusikalische Programm wird wegen der Corona-Fälle umgebaut. Andere Gäste engagieren sich umso mehr, so der Cellist Florian Schmidt-Bartha und die Geigerin Roberta Verna mit einer glutvollen Darbietung von Bartóks „Ungarischen Volksliedern“. Wieder erklingt Prokofjew, seine avantgardistisch-folkloristische Ouvertüre über hebräische Themen für Klavier, Streichquartett und Klarinette. Das Trio der Swerdlowsker Philharmonie spielt Beethovens drittes Klaviertrio, das es anderntags auch im hochmodernen Kulturzentrum der Nachbarstadt Perwouralsk zum Besten gibt – da das Konzert coronabedingt kurzfristig zustande kam, mit elektronischem Klavier. Dennoch ist der Saal in Perwouralsk bei Corona-Abstandsvorschriften voll besetzt, die Leute applaudieren nach jedem Satz, eine junge Mutter bekennt, diese lebendige Musik mache sie und ihre fernunterrichtgeplagten Kinder überglücklich.

Den radikal lyrischen Beethoven zelebrierte der Bariton Thomas E. Bauer mit dem Liederzyklus „An die ferne Geliebte“, die erste durchkomponierte Gesangsfolge, die auf Schubert vorausweist und bei dem ertaubenden Komponisten eine Wendung nach innen einleitete. Mit bald tenoral weicher, bald trotzverdunkelter Stimme beschwor Bauer jene qualglückliche Erregung, bei dem Hoffen und Resignieren osmotisch ineinander übergehen. Umsichtig begleitete ihn am Klavier Nikolaus Rexroth, der neben seinen Auftritten als Künstler auch als Festival-Organisator Improvisationstalent und Nervenstärke bewies.

Die Jekaterinburger Orchesterakademie wurde von dem Geiger-Dirigenten Thomas Zehetmair geleitet, der in dieser Doppelfunktion mit den Ural-Symphonikern auch das Violinkonzert op. 61 bestritt. Zehetmair, der die Musikkollegen auf Beethovens straffe Originaltempi einschwört, gibt den Solopart unromantisch leicht, federnd, dabei tiefenscharf, er lässt ebenso spritzig auch die Fünfte musizieren und gibt dann noch mit der Bratscherin Ruth Kilius Benjamin Brittns hier selten gehörtes Doppelkonzert für Geige und Bratsche. Wir verfolgen das bejubelte Konzert im Kulturpalast einer anderen Nachbarstadt, Berjosowski, als Live-Mitschnitt, gemeinsam mit dreißig hiesigen Klassikliebhabern, unter ihnen ein fünfzehn Jahre alter Schüler, der mit seiner Mutter und Großmutter gekommen ist. Der Junge, der Deutsch lernt und Klavier spielt, versichert, diese Musik harmonisiere, außerdem sei sie gut fürs Gehirn.

Das von Zehetmair geschulte Tschaikowsky-Jugendorchester intonierte, trotz der Ausfälle an gastierenden Stimmführern, abschließend Beethovens Neunte mit stürmischer Prägnanz in Rekordzeit von kaum mehr als einer Stunde. Der krisenhalber vor allem russische, um nur einige Musiker aus Deutschland, Österreich, Italien, Israel, Brasilien verstärkte Klangkörper artikuliert die bedeutungsschweren Quintenabstürze, den verheißungsvollen Gesang, die martialischen Signaltöne mit einer Intensität, als gäbe es keine europäischen Klischees und keine sowjetrussischen Stilschablonen. Bauers helles Organ lässt den im symphonischen Kontext unerhörten Appell, „angenehmere Töne“ anzustimmen, ungeschützt menschlich klingen, bevor die Solistinnen Elena Zhidkova und Maria Bajankina raumfüllend einstimmen. Und wie der fabelhafte Chor der Philharmonie seine exaltierte Botschaft durch die Atemmasken hindurch intoniert, macht glauben, dieser utopische Versuch, die Verkapselung der Menschen musikalisch zu durchdringen, sei für unseren Augenblick geschrieben worden.

Sonntag, 06.12.2020, Tagesspiegel / Kultur

**KEINE ADVENTSZEIT OHNE MUSIK** Als Zaungast bei einer Rundfunkaufnahme – und Streamingtipps für die stille Zeit

## Die Rose, die Dornen

Jeder Sänger ist eine Insel: Der Rias Kammerchor nimmt in der Gedächtniskirche sein Weihnachtskonzert auf

Von Christiane Peitz



Auch Christus kannte Corona. Als der Tontechniker den Zollstock für die ausreichende Distanz zwischen den Sängern einklappt, kann man sich des Gedankens nicht erwehren: Der schwebende Christus vor den blau schimmernden Fenstern der Gedächtniskirche weist mit weit ausgestreckten Armen den Weg. Sooo viel Abstand möge zwischen Euch sein.

Der Rias Kammerchor ist hier zusammengekommen, um sein Weihnachtskonzert aufzunehmen. Während sich draußen auf dem Breitscheidplatz Dutzende Menschen recht eng vor den Glühweinbuden tummeln, halten sie sich in Berlins berühmtestem Gotteshaus routiniert an die Regeln. Jede Sängerin, jeder Sänger ist eine Insel. Die gut 30 Mitglieder des renommierten Ensembles füllen mehr als den halben Raum.

„Wie kann man zusammenkommen, wenn alle alleine singen?“, fragt Chorleiter Justin Doyle. „Bei früher Mehrstimmigkeit geht das hervorragend, bei Neuer Musik ist es eine



Herausforderung.“ Die Geschichte beweist, dass die Musik bei Pandemien nicht stirbt, sagt der 45-jährige Brite. In der Renaissance blühte die Vokalpolyfonie, mit der Pest um die Ecke. Wie alles in diesen Tagen hat Doyle auch das Weihnachtsprogramm kurzfristig erstellt. Ein Anti-Brexit- Konzert, eine Mischung aus in Deutschland vertrauten Chorälen und Zeitgenössischem aus England. Der Kammerchor greift außerdem eine altehrwürdige Tradition des King's College auf, die des „Festivals of Nine Lessons & Carols“ mit Bibel-Lesungen und Gesängen im Wechsel. Seit 1918 wird dieser etwas andere Gottesdienst jedes Jahr an Heiligabend zelebriert. Seit 1983 wird dafür jährlich eigens eine Carol-Komposition in Auftrag gegeben.

Doyle hat selbst im King's College gesungen, jetzt bringt er die Tradition nach Berlin und integriert einige der Auftragswerke, das Sieben-Minuten-Stück „Seinte Mari moder milde“ von James McMillan oder auch Jonathan Doves vergnüglichen Song „Three Kings“. „Ein letzter Versuch, den Kontinent mit der Insel auf musikalischem Wege zu verbinden“, freut sich Doyle. Halb Andacht, halb Konzert: „Die Leute zu Hause können die Choräle mitsingen und gleichzeitig ein paar Geschenke auspacken, Neues kennenlernen.“

McMillan zum Beispiel. Eherne Klangsäulen füllen den Kirchenraum, im Nu erklimmen die Soprane das hohe A, gleißende Akkorde, Ekstase. Die Orgel stimmt ein, von der Empore wehen Soli herbei. In dieser Flut von Tönen zu baden, von Stimmen umschlungen, ja bedrängt zu werden: Es ist das reine Glück, Die Maske, das ungemütliche Scheinwerferlicht für die Notenlektüre, die vorgeschriebenen langen Pausen, egal. Als Zaungast weiß man wieder, was einem fehlt, solange Konzerte nicht stattfinden können.

„Ich habe den gefährlichsten Beruf der Welt?“ Über die pauschalen Warnungen vor dem Gesang konnte die Altistin Waltraud Heinrich im Frühjahr nur lachen. „Fußballspieler atmen viel feuchter als wir.“ Seit 1986 ist die Trierer Winzers- tochter im Rias Kammerchor, Singen ist ihr Leben. Beim ersten Wiederauftritt im September in der Philharmonie hat es sie wenig gestört, dass da nur 400 Menschen saßen. „Sie stehen da und sehen Leute im Saal, herrlich!“ Auch dem Bassbariton Johannes Schendel ist die besondere Intensität des Abends in Erinnerung.

Nach all den Splitscreen-Chören und Soloaktionen im Netz – großartig die Wiegenlieder-Kollektion auf der Chor-Webseite – war im Sommer eine konzertierte Aktion der Berliner Chöre nötig geworden, um eine Lockerung des faktischen Berufsverbots zu erwirken. Die Chöre wurden zur Schicksalsgemeinschaft.

An das Abstand-Singen hat sich auch der Kammerchor inzwischen gewöhnt. „Sich selbst hören, das kennt man von zu Hause, aber im Chor erwartet man eine Gruppe und bekommt keine“, so Heinrich. Dass es mehr Eigenverantwortung braucht, mehr Energie zur Überwindung der klanglichen Einsamkeit, hat auch Schendel an sich beobachtet. Corona als Chor-Schule? „Nicht immer angenehm, aber sehr gesund.“ Beim Weihnachtskonzert singt er das Solo in Herbert Howells „A Spotless Rose“, der so anrührenden wie very British Variante von „Es ist ein Ros' entsprungen“. Nein, keine Dornen: Die sanften Dissonanzen bescheren einem einen Gänsehautmoment. Auch die zugeschaltete Tonmeisterin Clémence Fabre,

deren Lautsprecherstimme wie aus dem Jenseits ertönt, ist zufrieden. Sonst hört sie auch die kleinsten Nuancen, hier zu viel Einzelkämpfertum, dort eine Unwucht zwischen erstem und zweitem Bass. Bitte noch einmal ab Takt 74.

Und die Zukunft? „Der Winter wird noch zu Ende gehen müssen,“ sagt Heinrich, Schendel wirbt um Besonnenheit. Die gute Nachricht: Das Neujahrskonzert findet statt. Anstelle des geplanten aufwendigen Händel-Oratoriums „Judas Maccabäus“ überträgt der Deutschlandfunk am 1. Januar ein Livekonzert mit der Akademie für Alte Musik, mit Werken von Händel und Francesco Durante.

Wie Doyle sind beide Choristen dankbar für die hiesige Subventionskultur und die komfortable Festanstellung. In England existiert mit den BBC Singers nur ein einziges fest bezahltes Gesangsensemble. Aber sie sorgen sich um die freischaffenden Profisänger. Schendel kennt Kollegen, die im April mit Spargelstechen ihr Geld verdienten. „Was, wenn die Zahlen in den Musikhochschulen zurückgehen? Wenn der Nachwuchs keine Perspektive sieht, wo bleibt dann die Klassik?“ Bei der Ausbildung und der Freien Szene sieht er Versäumnisse der Politik.

Singen ist die einzige Möglichkeit, mit dem eigenen Körper Musik zu machen, sagt Justin Doyle. Ein Trost, etwas, das einen erhebt. Auch deshalb die Balkon-Gesänge im Frühjahr. Doyles Frau Bibi Heal ist selbst Sängerin, zu Hause in Yorkshire hatte sie vor Corona das Projekt „Song Surgery“ gestartet. Menschen, die etwa unter Schlaflosigkeit leiden, können sich von ihr in einer leer stehenden Sparkasse im 1:1-Konzert besingen lassen und bekommen statt Rezept eine Playlist ausgestellt. Das ging auch im Lockdown. Und Doyle, der zeitweilig arbeitslose Dirigent, begleitete sie am Klavier.

In der Gedächtniskirche ist nach den Neutönern ein Traditionsstück dran, „Ding! Dong! Merrily on High“ klappt gleich beim ersten Durchlauf. Es folgt „Die Nacht ist vorgedrungen“ in einer Bearbeitung von Uwe Gronostay. Wieder sanfte Dissonanzreibungen, wieder eine Klangwolke, offene Akkorde, weit ausholende, einladende Harmonien. Die Kerze auf dem Adventskranz neben dem freundlichen Christus flackert im Luftzug.

Weihnachtskonzert am 23. 12., 20 Uhr, Deutschlandfunk Kultur. Ein Adventskonzert des Chors mit frühbarocken Werken wird diesen Sonntag, 6. 12., im Deutschlandfunk übertragen (21.05 Uhr). Ab 20. 12. als Videostream auf [studio4culture.net](http://studio4culture.net). Dort ist bereits das Philharmonie-Konzert vom September als Video abrufbar.

Sonntag, 06.12.2020, Tagesspiegel / Kultur

## **Kulturstiftung des Bundes fördert digitale Angebote**

Die Kulturstiftung des Bundes fördert in Zeiten von Corona als besondere Hilfsmaßnahme digitale Vermittlungsangebote von Kulturinstitutionen mit 10 Millionen Euro. Insgesamt waren bis Ende September unter dem Titel „dive.in“ 564 Anträge eingegangen.

Kulturstaatsministerin Monika Grütters hatte dafür im Rahmen des Hilfsprogramms „Neustart Kultur“ noch einmal zusätzliche 5 Millionen Euro bereitgestellt. Unter den 68 Projekten, die bewilligt wurden, befinden sich als Empfänger nicht nur große Häuser, sondern auch viele kleinere und mittlere Einrichtungen sowie soziokulturelle Zentren. Neben dem Historischen Museum in Frankfurt am Main oder dem Berliner Haus der Kulturen gehören dazu etwa auch die Hamburger Bücherhallen oder die Thüringer Bachwochen. Tsp

## Lockdown ohne Kontrolle

**Ein diffuses Geschehen rechtfertigt diffuse Eingriffe: Die neuen Maßnahmen gegen die Pandemie lassen sich nur noch schwer an der Verhältnismäßigkeit prüfen. Von Oliver Lepsius**

Zur Bekämpfung der Corona-Pandemie ist im November ein neuer Ansatz gewählt worden, der nicht mehr auf Verursachungsbeiträge des Einzelnen (AHA-Regeln) oder die Verantwortung des Betreibers von Einrichtungen (Hygienekonzept) abstellt, sondern ohne Ansehen von Wirkungsketten die Kontaktaufnahmen pauschal reduziert, indem ein gesellschaftlicher Bereich namens Freizeit und Unterhaltung geschlossen wird. Dies führt zu einer einseitigen Lastenverteilung. Sie wird zwar finanziell abgedeckt, doch während Dax-Unternehmen weiter Gewinne machen, dürfen es Einrichtungen, die dem sozialen Leben dienen, gerade nicht.

In erster Linie wirkt sich der Lockdown aber sozial aus, und in dieser Hinsicht ist seine Verhältnismäßigkeit zu diskutieren (das verlangt neuerdings auch Paragraph 28a Absatz 6 des Infektionsschutzgesetzes): Wird die Gastronomie geschlossen, kommt das Vereinsleben zum Erliegen, können Verwandte nicht übernachten – betroffen sind also nicht nur Freizeit und Unterhaltung, sondern die Vereinigungsfreiheit und der Schutz der Familie. Werden Fitnessstudios oder Schwimmbäder geschlossen, leidet darunter die Gesundheit gerade auch der Älteren, die sich dort ihre Beweglichkeit erhalten und kaum aufs Joggen verwiesen werden können.

Vom Lockdown betroffen ist also auch die Volksgesundheit. Solche Effekte haben eine schichtenspezifische Komponente: Wer ein Haus mit Gästezimmer und Schwimmbad besitzt, wird weit weniger betroffen als wer in drei Zimmern wohnt. Freiheit kann nicht ökonomisch kompensiert werden, so anerkennt staatl. Hilfspakete sind. Wir sind hier im Verfassungsrecht, nicht im Privatrecht. Es gibt grundrechtlich kein „Dulde und liquidiere“, wie Juristen sagen, also kein: Nimm es hin, solange du entschädigt wirst.

Das verfassungsrechtliche Gebot der Verhältnismäßigkeit verlangt zum einen, die sozialen Kosten der Maßnahmen vollständig und gleichberechtigt in den Blick zu nehmen, zum anderen, Wirkungsketten namhaft zu machen, um die Geeignetheit und Erforderlichkeit der Maßnahmen beurteilen zu können. Viele Studien haben interessante Aufschlüsse gebracht; „Das Virus verstehen“ ist die Formel dafür geworden. So wissen wir, dass Theater, Museen, Hotellerie und Gastronomie, in der Regel auch Sport, keine Infektionstreiber sind. Auch flüchtige Kontakte (im Supermarkt, in der Bahn), bei denen keine Kommunikation stattfindet, erhöhen das Risiko nicht wirklich. Das Virus liebt Dunkelheit, Kälte und Trockenheit, haben wir gelernt, woraus man umgekehrt schließen darf, dass feuchte, warme Räume, Schwimmbäder also, keine klimatisch günstigen Verbreitungsorte sind.

Pauschale Verbote,

rechtliche Rückschritte

Der im November verhängte, in den Dezember verlängerte Lockdown hat uns gegenüber der im Oktober erreichten Auswahl effektiver Strategien und dem Niveau der Rechtfertigungsdiskussion einen Rückschritt gebracht. Diffuses Infektionsgeschehen erschwerte die Nachverfolgung. Dadurch geriet auch die Evidenz der Maßnahmen aus dem Blick. Es wird nicht mehr primär danach gefragt, welchen Beitrag der

Einzelne zur Risikoreduzierung erbringen kann, sondern pauschal ohne Ansehen individueller Präventionsleistungen ein ganzer Bereich stillgelegt, der schon terminologisch als Freizeit und Unterhaltung relativiert wird. Wenn Kontakte nach Schulschluss und Feierabend unterbleiben, so ist die Grundlogik, dann reduziert dies das tägliche Infektionsrisiko pauschal.

Diese Strategie ist Ausdruck einer Hilflosigkeit. Auf diffuses Infektionsgeschehen wird mit diffusem Eingriff reagiert. Verursachungsbeiträge und Wahrscheinlichkeiten spielen keine Rolle mehr. Kritische Nachfragen werden mit dem Hinweis pariert, es könne nicht ausgeschlossen werden, dass man sich beim Theaterbesuch oder auf dem Weg dorthin infiziere. Solche Negativbeweise aber gibt es nicht. Wer so argumentiert, setzt prozessuale Errungenschaften der Aufklärung aufs Spiel. Die Hexe konnte im Hexenprozess ihre Unschuld auch nicht beweisen. Ist sie also zu Recht verbrannt worden?

Im gegenwärtigen Lockdown kann auch die Eingriffsdimension nicht mehr erfasst werden. Bestimmte Einrichtungen werden für volkswirtschaftlich verzichtbarer gehalten. Aber was bedeutet es etwa für Erstsemester, die am Studienort kein soziales Umfeld aufbauen können, weil die Universität geschlossen ist, Teamsport genauso unmöglich ist wie das Ausgehen? Was für sich betrachtet vielleicht als hinnehmbarer Verzicht erscheinen mag („Freizeit“), nimmt bestimmten Gruppen flächendeckend Entfaltungsmöglichkeiten, die weder politisch noch grundrechtlich sichtbar werden.

Moralisierung des

Grundrechtsgebrauchs

Gerade weil die Richtung der Maßnahmen und mit ihr auch die Eingriffsdimension nun diffus geworden ist, wird eine Verhältnismäßigkeitskontrolle schwerer: Wenn keine Wirkungsketten diskutiert werden, weil der Zusammenhang zwischen Ziel und Mittel als undurchschaubar gilt („das Infektionsgeschehen kann nicht mehr nachverfolgt werden“) und Negativbeweise an seine Stelle treten („man kann sich aber theoretisch anstecken“), dann gilt auf einmal die Inanspruchnahme von Freiheitsrechten als ein unsolidarischer, illegitimer Akt.

Man konnte solche Argumentationsmuster in den letzten Wochen immer wieder beobachten. So wird der Kulturszene eine peinliche pathetische Rhetorik und Bedeutungsüberschätzung vorgeworfen, wenn sie auf die Unentbehrlichkeit der Kultur hinweist, ohne zugleich Worte des Mitgefühls und der Empathie mit den Leidenden und Toten zu finden. Hier wird verfassungsrechtlich legitimer Grundrechtsgebrauch moralisiert.

Maskenlosen Demonstranten wird vorgehalten, sie spielten mit dem Leben anderer. Muss, wer die Versammlungsfreiheit betätigt, immer auch zugleich eine staatliche Schutzpflicht erfüllen? Verfassungsrechtlich eindeutig nein. Im Rechtsstaat ist es als Teil des Kundgabebezwecks einer Versammlung grundsätzlich erlaubt, gegen Hygieneauflagen zu demonstrieren, indem man gegen sie verstößt. Als Studenten in den sechziger Jahren gegen die Fahrpreiserhöhung der Kölner Straßenbahn eine Kundgebung abhielten, durften sie dazu auch die Gleise am Neumarkt blockieren. Beim Demonstrieren geht es nicht um Individualismus oder Irrationalismus auf Kosten der Gemeinschaft, sondern um politischen Meinungspluralismus in einer offenen Gesellschaft. Insofern indiziert jede politische Versammlung ein Defizit im politischen Prozess oder in der massenmedialen öffentlichen Debatte.

Böte der Rechtsweg eine Alternative? An die Stelle der Politisierung des Diskurses tritt dann seine Juridifizierung. Doch wer kann klagen? Zunächst nur, wer eine Grundrechtsverletzung geltend machen kann. Für ökonomische Belange ist dies leicht, für „Freizeit und Unterhaltung“ deutlich schwerer, weil kein unmittelbar einschlägiges Grundrecht bereitsteht. Es konnte sich eben zuvor niemand vorstellen, in welcher Pauschalität der Staat auf Freiheitsrechte zugreift. Deshalb gibt es kein korrespondierendes

Abwehrrecht. Die als Auffangrecht konzipierte allgemeine Handlungsfreiheit erfasst die Eingriffsdimension nur, wenn man eine Menschenwürdeverletzung hinzunimmt. Das aber wäre wiederum zu viel.

Der Lockdown profitiert von einer grundrechtlichen Untiefe, denn Rechtsschutz kann die aggregierten Freiheitseinbußen einer diffusen Maßnahme nicht angemessen thematisieren. Zudem: Klagen muss man sich finanziell und seelisch leisten können. Die Verhältnismäßigkeit muss folglich gesellschaftlich diskutiert werden. Der Gerichtssaal kann dies nicht ersetzen.

Wer den Diskurs über den Lockdown weder moralisieren noch politisieren noch juridifizieren will, muss also einen aufgeklärten öffentlichen Diskurs führen. Für ihn tragen die Massenmedien eine Gewährleistungsverantwortung. Sich an der Verhältnismäßigkeit zu orientieren wäre das Angebot einer Diskursethik, das nicht ohne die Inanspruchnahme von Freiheitsrechten und die Suche nach Wirkungsketten zu haben ist. Die Kanzlerin hat dieses Angebot jedenfalls rhetorisch aufgegriffen, als sie in ihrer Regierungserklärung vom 29. Oktober die Verhältnismäßigkeit beschwor. Es ist aber an uns allen, die Frage aufzuwerfen, welche Risiken wir für hinnehmbar halten, weil Gerichte diese Frage letztlich nicht beantworten können und die Politik sie momentan nicht beantworten will.

Oliver Lepsius lehrt Öffentliches Recht

und Verfassungstheorie an der

Universität Münster.

Sonntag, 06.12.2020, Tagesspiegel / Kultur

## NACHRICHTEN

### **Dresdner Archiv erhält Nachlass**

#### **des Dirigenten Rudolf Kempe**

Das Archiv der Sächsischen Staatstheater bekommt den Nachlass des ehemaligen Dresdner Kapellmeisters Rudolf Kempe (1910–1976). Das Konvolut besteht aus Partituren, Korrespondenzen, Programmheften, Rezensionen, Fanpost sowie zahlreichen Musikalien. Die Schenkung des musikalischen Nachlasses durch die Witwe Cordula Kempe wird nun sukzessive erschlossen und planmäßig 2022 öffentlich zugänglich gemacht. epd

## Das Schloss darf kein Kolonialmuseum sein

**Deutsche Museen sollen immer neue Ansprüche erfüllen, postkoloniale, pädagogische, gender- und identitätspolitische. Das gilt auch für das Humboldt-Forum, das in der kommenden Woche eröffnet wird. Ein Gespräch mit seinem Erfinder Klaus-Dieter Lehmann.**

Herr Lehmann, vor Ihrer Präsidentschaft beim Goethe-Institut waren dessen Aktivitäten stark auf Europa, Nord- und Südamerika und Ostasien ausgerichtet. Bei Ihnen kam Afrika als neuer Schwerpunkt hinzu. Warum?

Das lag an der aktuellen Entwicklung. Afrika ist unser Nachbarkontinent, aber für uns verschwindet er hinter vielen Klischees. Dabei tragen wir durch die Kolonialgeschichte eine besondere Verantwortung gegenüber vielen afrikanischen Staaten. Auch die zunehmende Migration seit der Jahrtausendwende hat dazu geführt, dass Afrika zwangsläufig auf die Tagesordnung kommen musste.

Was war für Sie in Afrika die überraschendste Erfahrung?

Am meisten hat mich überrascht, wie jung die dortige Bevölkerung ist. Das war die entscheidende Erkenntnis für mich: Wenn eine Bevölkerung so jung ist und keine Perspektiven hat, ist das ein gefährliches Potential. Die zweite Überraschung war die Energie, die in dieser Bevölkerung steckt. Wenn Sie in Dakar morgens an den Strand gehen, ist alles voller Jogger. Das ist mir nicht nur im Senegal begegnet. Da gibt es eine riesige Bereitschaft, sich selbst in die Pflicht zu nehmen und weiterzukommen, zu lernen. Diese Chance müssen wir nutzen.

Auch beim Humboldt-Forum wird Afrika eine zentrale Position einnehmen. Finden Sie das richtig?

Ja. Wir haben uns in Deutschland jahrzehntelang mit der Aufarbeitung unserer nationalsozialistischen Vergangenheit beschäftigt. Für ein Thema wie die Kolonialzeit war da wenig Platz. Dabei war es unvermeidlich, dass unsere Geschichte als Kolonialmacht irgendwann auf den Tisch kommen würde. Peter-Klaus Schuster und ich wussten, als wir das Konzept für das Humboldt-Forum entwickelt haben, dass der Kolonialismus ganz oben auf der Liste stehen würde. Vielleicht haben wir das damals nicht deutlich genug gesagt.

Ihr 2001 entstandenes Konzeptpapier für die Expertenkommission Historische Mitte nennt bereits die wichtigsten Stichwörter: Globalisierung, Klimakrise, Kolonialismus, Gleichwertigkeit der Kulturen. Seitdem ist kaum etwas dazugekommen. Warum hat sich die Idee so wenig weiterentwickelt?

Die Idee war ein Zündfunke für die öffentliche Diskussion. Dann kam ein Moratorium, und alles verschwand wieder in den Schubladen. Irgendwann haben die Experten dann den Mut verloren. Die Idee der Schloss-Rekonstruktion war dagegen seit der Visualisierung von 1993 in den Köpfen und hat sich rasch zivilgesellschaftlich organisiert. Wir dagegen mussten über politische Kanäle gehen, was langsam und mühevoll war. Deshalb ist die inhaltliche Entwicklung des Konzepts lange stecken geblieben. Erst mit dem Regierungsantritt von Angela Merkel kam die Finanzierung endlich in Gang. Dann ging es relativ rasch: 2008 habe ich als Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz noch den Gestaltungswettbewerb ausgelobt.



Damals ging es um die Rekonstruktion der drei Barockfassaden. Inzwischen thront über dem Gebäude wieder eine Kuppel samt Kreuz und Original-Inschrift von 1854. Hat die restaurative Form über den Inhalt gesiegt?

In unserem Konzept war das Schloss immer als geeigneter Ort vorgesehen, aber nur als Zitat des Hohenzollernschlosses. Es ging uns nie um eine Eins-zu-eins-Rekonstruktion. Der Gestaltungswettbewerb hat sich dann deutlich auf die Rekonstruktion festgelegt. Diese Entwicklung hat Bruchstellen zum Inhalt geschaffen. Andererseits bedarf es in der Realisierung solcher Projekte eben auch eines gewissen Pragmatismus. Es gab nun mal den Teil der Öffentlichkeit, der das Schloss zurückhaben wollte, und den Teil, der die Idee des Humboldt-Forums wollte.

Ein vor vier Jahren erschienener Band mit Stimmen und Dokumenten zur Entstehung des Projekts trägt den Titel „Die Wiedergewinnung der Idee“. War die Idee zwischenzeitlich verloren?

Sie war nicht verloren, aber zerstreut. Es gab Phasen in der Diskussion, wo das Humboldt-Forum für alles und jedes stand. Jeder Weltschmerz und jedes Problem sollte durch diese Denkmaschine gelöst werden. Das ist Unsinn. Man muss sich klarmachen, dass die Sammlungen der Museen im Zentrum stehen, im Positiven wie im Negativen. Durch die Thinktank-Philosophie, die sich zwischendurch breitgemacht hat, ist diese Einsicht verloren gegangen. Das Humboldt-Forum wurde zur vergrößerten Kopie des Hauses der Kulturen der Welt. Außerdem hatten wir eine andere Vorstellung von der Beteiligung der Projektpartner. Wir wollten ein integratives Konzept, in dem die verschiedenen Institutionen, die Museen, die Humboldt-Universität und das Land Berlin, sich gegenseitig inspirieren. Jetzt ist es ein additives Konzept. Wir haben die Museumssammlungen, wir haben die Wissenschaft, wir haben die Berlin-Ausstellung, und Hartmut Dorgerloh als Intendant muss sehen, wie er diese Elemente einigermaßen zusammenbringt.

Wenn man liest, was das Land Berlin und die Humboldt-Universität in ihren Ausstellungsräumen planen und was die Preußenstiftung in der sogenannten Humboldt-Akademie vorhat, bekommt man den Eindruck, jede der drei Institutionen zieht nur noch ihre eigene Show durch. Wie konnte das passieren?

Man hat bei der Struktur versäumt, Verbindungen zu schaffen. Jeder der Beteiligten wurde eingeladen, sich auf einer bestimmten Fläche auszubreiten: Auf diesen Quadratmetern kannst du spielen. Das ist von der Überzeugungsarbeit her leichter, weil jeder in seinem eigenen Verantwortungsbereich bleibt. Vielleicht wird man das einmal als Defizit empfinden und ändern. Da habe ich immer Hoffnung. Ich bin ja jemand, der lange Zeiträume überblicken kann.

Die politische Gemengelage hat zu einer inhaltlichen Schwächung geführt. Dadurch konnte sich die Debatte um die koloniale Herkunft der Objekte in den Vordergrund schieben. Wie kann man dem postkolonialen Diskurs entgegentreten? Beim Humboldt-Forum sollte es ja gerade nicht um Besitzansprüche und partikulare Identität, sondern um einen neuen Begriff der Menschheit gehen.

Die Klärung der Eigentumsfrage ist die Sache der Museen. Was das Humboldt-Forum zu leisten hat, ist, eine Plattform für kritische Debatten zu sein. Dazu gehört durchaus die Diskussion um Kolonialismus und Dekolonisierung, und zwar nicht nur als historische, sondern auch als heutige Phänomene. Darin liegt überhaupt die große Stärke des Humboldt-Forums: dass es den historischen Rahmen bereitstellt, aus dem heraus gegenwärtige Probleme erst wirklich beurteilt werden können. Aber es darf kein reines Kolonialmuseum sein, sonst würde es die Möglichkeit verspielen, eine aktive Rolle im gegenseitigen Verständnis zwischen den Herkunftsgesellschaften und uns einzunehmen. Peter-Klaus Schuster hat den schönen Satz gesagt: Wir wollten aus den Gesammelten die Handelnden machen. Das bedeutet, dass man diese Leute in die Gremien, in die Projekte holen muss. Zum Teil wird das jetzt bei einzelnen Ausstellungsvorhaben gemacht, etwa mit den Omaha aus Nebraska oder den Aborigines. Aber ich glaube, man muss tiefer in die Strukturen hineingehen. Dass aus den Gesammelten nicht die Handelnden

den wurden, ist die Schwäche des jetzigen Zustands. Deshalb können diejenigen, die fundamentalistisch denken, den Museen vorwerfen: Ihr wollt ja nicht, ihr wollt nur verzögern.

Bénédicte Savoy und Felwine Sarr haben in ihrer Studie für den französischen Staatspräsidenten Macron die Kulturgüter aus kolonialen Kontexten implizit mit den im Nationalsozialismus geraubten Kunstgegenständen aus jüdischem Besitz gleichgesetzt. Finden Sie den Vergleich zwischen Kolonialkunst und Raubkunst berechtigt?

Nein, das ist eine Vereinfachung, die die NS-Verbrechen verharmlost. Kunst ist durch alle Jahrhunderte zur Kriegsbeute geworden, ob in Kolonialkriegen oder anderen Auseinandersetzungen. Napoleon hat den Louvre mit geraubter Kunst gefüllt. Das moderne Völkerrecht hat diese Art der Aneignung fremder Kulturen geächtet. Deshalb, glaube ich, ist es nicht unfair gegenüber den Herkunftsgesellschaften, wenn man der Restitution die Provenienzforschung vorschaltet, um zu erfahren, wie ein Objekt genau in die Depots der Museen gelangt ist. Das ist für mich die Voraussetzung für Rückgaben.

Aber an wen soll restituiert werden? Fast alle heutigen afrikanischen Staaten sind selbst ein Ergebnis europäischer Kolonialpolitik. Die Gegenstände, die unrechtmäßig erworben wurden, kommen dagegen meistens aus einzelnen Ethnien. Wie kann man Rückgaben organisieren, ohne Spaltungsprozesse in den betroffenen Ländern zu fördern?

Es ist klar, dass Rückgaben an einzelne Gruppen Bevorzugungen bedeuten, die wiederum zu Spannungen führen können, so dass wir im ungünstigen Fall eine neue Art von kultureller Einflussnahme in afrikanischen Ländern praktizieren würden. Deshalb kann man auch nicht alles über Staatsverträge regeln, sondern muss sich fragen, wie man Restitutionen so organisieren kann, dass sie den Herkunftsgesellschaften nützen und nicht schaden. Das Auswärtige Amt hat gerade in Zusammenarbeit mit der Behörde der Kulturstaatsministerin und den Bundesländern eine internationale Museumsagentur gegründet, die sich solchen Fragen widmen soll. Ich traue dieser Agentur einiges zu, weil sie sich nicht nur um Ausstellungen von deutschen Museen in afrikanischen Ländern, sondern auch um den Transfer von Museumswissen und die Förderung von Museumsneubauten kümmern soll.

2016 hat Monika Grütters einen internationalen Experten als Gründungsintendanten ans Humboldt-Forum geholt: Neil MacGregor. Zwei Jahre später gab er sein Amt auf, ohne inhaltlich Wesentliches erreicht zu haben. Woran ist MacGregor gescheitert?

Neil MacGregor ist ein hervorragender Museumsman. Aber er hat bei der National Gallery und beim British Museum immer mit vorhandenen Instrumenten gearbeitet. Hier musste eine Struktur von null aufgebaut werden. Womöglich waren die drei Gründungsintendanten auch in ihrer Zuständigkeit nicht klar genug definiert. Bei Neil MacGregor kam noch hinzu, dass er, glaube ich, nur ein Drittel seiner Zeit hier sein und deshalb die politischen Einflüsse und hartnäckigen Besitzstandswahrer nicht ausreichend abwehren konnte. Wenn man bedenkt, wie viele ihn als Lichtbringer gesehen haben, war es überraschend, wie wenig Wirkung er entfalten konnte.

Ist das Humboldt-Forum für Deutschland vielleicht einfach noch eine Nummer zu groß – an Weltläufigkeit, Vielschichtigkeit, kultureller Offenheit?

Es war sicher ein Lehrstück mit schmerzhaften Erfahrungen. Die Weltläufigkeit der deutschen Museen ist bis auf wenige Ausnahmen nicht sehr ausgeprägt. Sie bewegen sich stark im eigenen Umkreis, obwohl sie Sammlungen haben, die herausragend sind. Da sind die Franzosen, die Engländer besser. Als wir die Alte Nationalgalerie rekonstruiert haben, haben wir die Sammlungen nicht ins Depot gestellt, sondern eine Wanderausstellung mit der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts konzipiert, die in London, Paris und Washington zu sehen war. Diese Ausstellung war ein ungeheurer Erfolg, weil sie dem Publikum in England, Frankreich und Amerika eine künstlerische Entwicklung vor Augen führte, von

der es durch den Ersten Weltkrieg quasi abgeschnitten worden war. Wenn die deutschen Museen den Mut hätten, ihre Sammlungen öfter im Ausland zu zeigen und dabei nicht nur auf Einladungen zu warten, wäre das ein Quantensprung. Ich weiß nicht, ob das Humboldt-Forum dabei unbedingt der Schrittmacher sein muss. Eigentlich sollte jedes große Museum in Deutschland ein Schrittmacher sein.

Damit sind wir wieder beim Föderalismus. Jedes Bundesland und jeder regionale Museumsverbund fährt seinen eigenen Kurs. In der Diskussion um die Reform der Stiftung Preußischer Kulturbesitz haben Sie sich für den Verbleib der Bundesländer im Stiftungsrat starkgemacht. Hemmen die Länder nicht die Entwicklung der Preußenstiftung?

Ich glaube an den kooperativen Faktor im Föderalismus. Klar ist, dass es eine Beteiligung der Länder im Stiftungsrat nicht ohne Gegenleistung geben kann. Wenn die jetzigen Kräfteverhältnisse zwischen Bund und Ländern beibehalten werden sollen, müssen die Länder stärker zur Kasse gebeten werden.

Das war schon in Ihrer Amtszeit als Stiftungspräsident ein Problem.

Ja, das haben wir nicht gelöst. Aber darüber muss man reden, und wenn das dann ein wirklicher Prüfstein ist, dann ist es der Prüfstein.

Derzeit sieht es so aus, als wollten die Länder im Stiftungsrat zwar mitbestimmen, aber nicht mehr bezahlen.

Warten Sie mal ab. Ich glaube, da wird sich etwas bewegen.

Das Problemkind der Stiftung Preußischer Kulturbesitz sind die Staatlichen Museen zu Berlin. Wie viel Selbständigkeit brauchen die Museen, um zukunftsfähig zu werden? Wie viel Zentralisierung muss weiterhin sein?

Selbständigkeit und zentrale Organisation schließen sich nicht aus. Entscheidend ist, wie Ressourcen und fachliche Expertise verknüpft werden. Man könnte Museen eines Standorts oder eines Typs zusammenfassen, zum Beispiel Kunstmuseen, ethnologische oder archäologische Museen. Diese Cluster verfügen jeweils über ein eigenes Budget, das untereinander ausgehandelt wird, nicht kameralistisch festgelegt. Derzeit ist es ja so, dass die Hauptverwaltung jeden Cent zuweist. Das ist sicher falsch. Die Budgetzuständigkeit muss mit der Programmzuständigkeit gekoppelt werden. Das ist etwas, was ich beim Goethe-Institut, glaube ich, mit Erfolg gemacht habe. Als ich kam, war das Institut eine zentralistische Einrichtung. Die Münchner Zentrale hat im Grunde bestimmt, was in Melbourne oder in Nowosibirsk oder sonst wo in der Welt passiert. Aber es ist verrückt, in einer fragmentierten Welt eine zentrale Weisungsbefugnis zu etablieren. Also haben wir das Geld in die Regionen gegeben, wo es an die einzelnen Institute weiterverteilt wird. Im Grunde bräuchte man bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz ein Organisationsgutachten. Die Analyse des Wissenschaftsrats ist richtig, aber er nimmt diese Analyse nicht auf, um organisatorische Lösungen zu entwerfen, sondern geht auf die politische Ebene und sagt: Wir müssen die Stiftung auflösen, die sind zu groß, das ist eine Titanic, die untergeht. Das stimmt ja nicht. Man sollte die Selbstheilungskräfte des Patienten nicht unterschätzen.

Die Krise der Staatlichen Museen fällt in eine Zeit, in der das Museum als Form der Aufbewahrung und der Wahrnehmung von Kulturschätzen in Frage steht. Immer neue Ansprüche werden von außen an die Museen herangetragen, identitätspolitische, postkoloniale, Gender- und Sammlerinteressen. Wie können Museen ihren Eigensinn bewahren?

Wir können Museen nicht mehr so aufstellen, dass sie ein Bildungsbürgertum bedienen, weil es das Bildungsbürgertum nicht mehr gibt. Aktive Kulturvermittlung muss ein fester Bestandteil des Museums sein. Die gab es vorher nicht, weil die Besucher eine gewisse Ikonographie im Kopf hatten und die

Objekte historisch zuordnen konnten. Außerdem können Museen tatsächlich soziale Orte sein. Sie sind in der Lage, die ganze Widersprüchlichkeit einer Gesellschaft abzubilden, hier kommen Generationen und Schichten zusammen, die sonst getrennte Erfahrungswelten haben. Das Museum kann eine große Bindekraft besitzen, aber die muss auch geschaffen werden. Sich nur auf die kunsthistorische Deutung zurückzuziehen wird nicht funktionieren. Ich glaube nach wie vor an die Zukunft des Museums, wenn es in der Lage ist, sich von seiner Hohepriesterstellung zu verabschieden und sich auf die gesellschaftliche Wirklichkeit einzulassen. Museen bieten Möglichkeiten, die andere Orte nicht haben. Man muss sie nur sehen und vermitteln.

Die Fragen stellte Andreas Kilb.